

Kontinuität in der Fremdplatzierung im Spannungsfeld zwischen Privatheit und Öffentlichkeit.¹

Dr. Tobias Studer

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, ich bedanke mich ganz herzlich bei den Organisatorinnen und Organisatoren dieser Tagung für die Möglichkeit, hier vor Ihnen sprechen zu dürfen. Wie in der Ankündigung zu dieser Tagung bereits angesprochen, handelt es sich bei der Kontinuität um eine sozialpädagogische Forderung, die sich vor allem auf die Stabilität in der Beziehung zwischen Jugendlichen und Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, aber auch auf die Stabilität bei der Platzierung in Institutionen bezieht. Es werden plausible Gründe angeführt, weshalb es für Kinder und Jugendliche, die fremdplatziert werden, von Wichtigkeit ist, stabile Beziehungserfahrungen zu machen. Es sind des Öfteren psychosoziale Belastungen, auf die in den Institutionen und Pflegefamilien reagiert werden sollte.²

Für den *Pflegekinderbereich* verweist Yvonne Gassmann in ihrer Untersuchung auf eine hohe Orientierung an Kontinuität in der Platzierung in Pflegefamilien, indem die Platzierung auf Langfristigkeit und Dauer angelegt werden soll. Das Pflegekind fühlt sich der Pflegefamilie stark zugehörig und eine Rückkehroption zur Herkunftsfamilie wird dann aus der Perspektive der Pflegefamilie selten in Betracht gezogen (vgl. Gassmann 2010, S. 267). In rechtlicher Hinsicht weist sie darauf hin, dass gemäss eines Bundesgerichtsentscheids von 2010 festgehalten wird, dass «[...] die Bedürfnisse des Kindes hinsichtlich Stabilität und Kontinuität der Beziehungen zu berücksichtigen [sind]. Es gilt zu vermeiden, dass ein Kind, das längere Zeit bei Pflegeeltern gelebt hat und dort stark verwurzelt ist, durch eine unverhoffte Umplatzierung in seiner weiteren seelisch-geistigen und körperlichen Entwicklung ernsthaft gefährdet wird. Eine solche Gefahr droht, wenn sich das Kind wirklich in die Familie der Pflegeeltern integriert hat und diese seine Hauptbezugspersonen geworden sind (BGE 5A_196/2010 vom 10.5.2010)» (Gassmann 2013, S. 130). Interessant werden die Ergebnisse der Untersuchung zu unerwarteten Abbrüchen von Pflegeverhältnissen an der ZHAW sein. Kontinuität im Kontext von *Kinder- und Jugendheimen* wird ebenfalls allenthalben hochgehalten; Thomas Gabriel, Samuel Keller und ich haben 2007 in einer Meta-Untersuchung von bestehenden Forschungsprojekten zur Wirkung der Kinder- und Jugendhilfe ausgeführt, dass die «Kontinuität sozialer Bezüge und der Grad der Partizipation der jungen Menschen und der Eltern am Prozess der Hilfe [...] die Effekte maßnahmeübergreifend [beeinflusst]» (Gabriel et al. 2007, S. 30). Es scheint eine gewisse fachliche Einigkeit darin zu bestehen, dass ein Aufrechterhalten von Beziehungen im sozialpädagogischen Kontext zu verfolgen ist und dass damit die Chance auf eine wirkungsvolle Massnahme eher gewährleistet werden kann.

Auffallenderweise bestehen aber noch immer deutliche Hinweise darauf, dass es sowohl im Heimkontext als auch in Pflegefamilien des Öfteren zu Abbrüchen der Platzierung und zu insti-

¹ Dieser Vortrag basiert massgeblich auf meiner Dissertation, welche 2017 abgeschlossen wurde (vgl. Studer 2017). Der Aspekt der Kontinuität wurde allerdings konkret für den vorliegenden Vortrag herausgearbeitet.

² «Vielfach erleben diese Kinder und Jugendlichen deshalb Unsicherheit, Loyalitätskonflikte, Identitätskrisen und Bindungsschwierigkeiten, die schmerzhaft, psychosoziale Belastungen verursachen können» (Ausschreibungstext zur Tagung).

tionellen Wechseln kommt. Für den Heimkontext hat Klaus Wolf 2007 in einem Artikel auf die Problematik verwiesen, weshalb Verbindlichkeit und Kontinuität in Heiminstitutionen in vielen Fällen nicht gewährleistet werden können: Während familiäre Beziehungen durch Stabilität und Verlässlichkeit geprägt sind, sind sozialpädagogische Institutionen mit Personalwechselln, Verpflichtungen gegenüber Trägerschaft und Rahmenkonzept, mit der Anforderung an eine bestmögliche Auslastung, Qualitätsmanagement und Qualitätsentwicklungsprozessen konfrontiert, welche permanente Veränderungen nach sich ziehen (vgl. Wolf 2007, S. 6). Auch in der Studie von Arnold, Huwiler, Raulf, Tanner & Wicki wird darauf hingewiesen, dass Kontinuität zwar grundsätzlich fachlich und sozialpolitisch eingefordert, in der Realität der Kinder- und Jugendhilfe aber besonders bei Platzierungsabbrüchen nicht immer eingehalten wird (Arnold et al. 2008, S. 185-187). Auch wenn die Studie zu «Neuen Formen der Fremdsozialisation» von Bühler, Graf und Niederberger von 1984 nicht mehr wirklich aktuell ist, lassen die damaligen Ergebnisse doch aufhorchen: Von den 110 untersuchten Kindern und Jugendlichen wurden gerade acht direkt aus der Herkunftsfamilie in die untersuchte Einrichtung eingewiesen. «31 Insassen», ich zitiere, «erleben einen weiteren Platz zwischen Herkunftsfamilie und untersuchter Einrichtung. Für 25 Klienten werden es 2 solcher Plätze sein, für weitere 30 Klienten drei Plätze und für weitere 14 Klienten sind es schliesslich 4 und mehr Plätze, die sich zwischen Herkunftsfamilie und untersuchte Einrichtung schieben» (Bühler et al. 1984, S. 152). Rund 100 der 110 untersuchten Kinder und Jugendlichen erleben also neben der Fremdplatzierung noch mindestens einen weiteren institutionellen Wechsel, respektive Beziehungsabbruch.³

Ziel meines Vortrags ist nun eine sogenannt hegemoniekritische Auseinandersetzung mit diesen gesellschaftlich vorherrschenden und bisweilen schwer zu hinterfragenden Deutungen von Problemstellungen der Sozialpädagogik, wie sie sich am Beispiel der Forderung nach Kontinuität zeigen. Kontinuität scheint ein Thema zu sein, dass sich gewissermassen unwidersprochen etabliert, allerdings «harzt» es bisweilen an der Umsetzung und es kommt zu entsprechenden Widersprüchlichkeiten. Aus meiner Sicht ist die Frage nach Kontinuität in Fremdplatzierungen nicht losgelöst vom Verhältnis zwischen Familie und Staat und bezüglich der damit verbundenen Legitimationsfrage nach dem Eingriff in die familiäre Privatheit zu betrachten. Ich möchte die damit einhergehenden Widersprüche vor dem Hintergrund meiner Untersuchung im Pflegefamilienbereich diskutieren, in der ich mich mit dem Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit beschäftigt habe (Studer 2017).

In einem *ersten Schritt* werde ich das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit beschreiben und vor diesem Hintergrund beleuchten, inwiefern es sich um ein Spannungsverhältnis handelt, welches Auswirkungen auf die Frage der Legitimität staatlicher Eingriffe in die Familien und in die Lebensverhältnisse von Kindern und Jugendlichen hat. In einem *zweiten Schritt* werde ich anhand meiner Untersuchung aufzeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Forderung nach Kontinuität auf den beiden Ebenen der Beziehungsgestaltung und der Struktur verbunden ist. In einem abschliessenden Fazit werde ich *drittens* nochmals auf die zentralen Aspekte eingehen und den Bogen zu den eingangs formulierten Spannungen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit schlagen.

³ Matthias Hamberger spricht in seiner empirischen Untersuchung von Erziehungshilfekarrieren von der verletzenden Erfahrung der Jugendlichen, von den Sozialpädagogen aufgegeben worden zu sein (vgl. Hamberger 2008, S. 328).

1) Privatheit und Öffentlichkeit

Das vorherrschende, liberale Verständnis von Privatheit und Öffentlichkeit geht eigentlich meistens davon aus, dass es sich um klar abgrenzbare Räume handelt. Beide Begriffe sind – wenn auch mit unterschiedlichen Konnotationen – normativ besetzt: Öffentlichkeit impliziert eine räumliche Offenheit, die Zugänglichkeit aller und Vorstellungen eines Allgemeinen. Mit Privatheit wird die Vorstellung eines abgeschlossenen Raumes und eines privilegiert Zugänglichen suggeriert. Damit verbunden ist auf der einen Seite die aufklärerische Idee, dass sich Bürgerinnen und Bürger im öffentlichen Raum zusammentun und sich über die für alle zu klärenden Belange austauschen und entsprechende Entscheidungen fällen können. Dies setzt gleichzeitig eine Vorstellung von Privatheit voraus, wo sich Menschen zurückziehen und sich ihre Gedanken und Überlegungen machen können, die sie anschliessend wieder in der Öffentlichkeit zur Diskussion stellen. Was nun aber öffentlich ist und was privat bleiben soll, basiert auf politischen Interessen und ist insbesondere durch die staatlichen Institutionen geprägt. «Was als öffentlich und privat gilt, wird vom Staat definiert – vom Staat, der als gesellschaftliches Kräfteverhältnis zu begreifen ist, mit dem ein Teil der herrschenden Kräfte sich in einem selbstbezüglichen Akt den Charakter des Öffentlichen gibt» (Demirović 2004, S. 8). Es handelt sich also um einen Kampf um Hegemonie, einen Kampf um die Vorherrschaft bestimmter Deutungen, welche Oskar Negt und Alexander Kluge anfangs der 70er in ihrer Analyse der proletarischen Öffentlichkeit anhand der Zuordnung von gesellschaftlichen Bereichen zu privaten und öffentlichen Sphären sehr treffend beschrieben haben: «Bundestagswahlen, Feierstunden der Olympiade, Aktionen eines Scharfschützenkommandos, eine Uraufführung im Großen Schauspielhaus gelten als öffentlich. Ereignisse von überragender öffentlicher Bedeutung wie Kindererziehung, Arbeit im Betrieb, Fernsehen in den eigenen vier Wänden gelten als privat. Die im Lebens- und Produktionszusammenhang wirklich produzierten kollektiven gesellschaftlichen Erfahrungen der Menschen liegen quer zu diesen Einteilungen» (Negt und Kluge 1973, S. 7).

Angesichts der aktuellen medialen und gesellschaftlichen Veränderungen ist von dieser räumlichen Trennung kaum mehr zu sprechen: Auch der öffentliche Raum ist mittlerweile durch eine Personifizierung geprägt, genauso wie eine Veröffentlichung privater und intimer Inhalte tendenziell selbstverständlich wird. Die Intimisierung der Öffentlichkeit durch vormals private Themen und die damit verbundene Auflösung der Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre hat Folgen für den individuellen Umgang mit Emotionen und die Beziehungsgestaltung. «Die Grenze zur so genannten Privatheit verwischt sich zusehends, angefangen von der Etablierung der ganz dümmlichen Talkshows und so genannten Reality-Shows, die nie das zeigen, was sie im Privatfernsehen zu zeigen vorgeben, der Gesichtserkennungssoftware im Internet, dem Öffentlichmachen von bisher Privatem, der zunehmenden Übergriffigkeit der staatlichen Instanzen auf bisher für privat gehaltene Momente von Leben. Es zeigt sich eine seltsame Koinzidenz von Exhibitionismus und Prüderie in den Ruinen dessen, was einmal Öffentlichkeit genannt wurde, während der neoliberalisierte Alltag sich kennzeichnet durch eine rasche Zunahme der Bürokratisierung jeglichen Tuns und einem damit einhergehenden Abbau persönlicher Freiheit» (E. O. Graf 2013, S. 64f.).

Für die Sozialpädagogik stellt sich vor dem Hintergrund dieser zusehends unklaren Grenzziehung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit die Frage nach ihrer gesellschaftlichen Rolle in diesem Verhältnis. Die familiäre Erziehung wird einer verstärkten staatlichen Kontrolle unterworfen

und zugleich kommt es unter dem Aspekt der Professionalisierung zu Veränderungen der öffentlichen Erziehung. Das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit lässt sich unter diesen beiden Aspekten problematisieren: Erstens kann von einer Re-Familialisierung sozialer Probleme (vgl. Richter 2008) gesprochen werden, welche gleichsam mit einer Tendenz zur Veröffentlichung der Familie einhergeht. Damit ist die Auseinandersetzung mit der veränderten Rolle staatlicher Institutionen verbunden. Zweitens lässt sich die Professionalisierung im Pflegekinderbereich im Hinblick auf das Verhältnis Privatheit und Öffentlichkeit diskutieren, respektive genauer beleuchten, welche Verschiebungen unter dem Titel der Professionalisierung stattfinden.

Ich möchte in diesem Zusammenhang drei Aspekte aus meiner Dissertation hervorheben, welche das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit hinsichtlich der Rolle der Sozialpädagogik und dieser beiden Aspekte verdeutlichen: *Erstens* wird mit dem Öffentlich-Machen der Familie ein verstärkter Sicherheitsdiskurs unterfüttert, indem einerseits Risiken in Familien vorgebeugt werden sollen und andererseits eine Logik eingeführt wird, die Kinder vor der Familie zu schützen (Studer 2015, 2017). Dieser Sicherheitsdiskurs zeigt sich auch in der Tendenz, sozialpädagogisches Handeln verstärkt entlang von bürokratischen Verfahren zu begründen. Statt die Rollenträger in der Wahrnehmung ihrer Funktion zu stärken, tendiert die Soziale Arbeit vor dem Hintergrund des dominierenden Sicherheitsdiskurses dazu, sich über formale Regelungen abzusichern. Während in den 1970er-Jahren die Unterstützung der sozial benachteiligten Familien in der Erziehung der Kinder im Vordergrund stand, verschiebt sich dieser Fokus zusehends in die Richtung der Prävention von Risiken des Aufwachsens von Kindern. Gesellschaftliche Probleme der materiellen Ungleichheit und Benachteiligung werden dadurch zu individuell zu bearbeitenden Sicherheitsproblemen. Eltern werden als Risiko für das Aufwachsen von Kindern interpretiert, was sich daran abzeichnet, dass von professioneller Seite zusehends versucht wird, über klar identifizierbare Risikofaktoren Klarheit über die Gefährdung des Kindes zu erlangen. Mittlerweile bedeutet Sicherheit „nicht mehr Schutz vor dem Eingreifen des Staates, sondern eine persönliche Sicherheit vor Bedrohungen wie Gewalt, etc.“ (Hünersdorf 2009, S. 181).

Dies führt zu einer Verschiebung in der Wahrnehmung der staatlichen Macht gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern, was sich *zweitens* in einer verstärkten Expertenperspektive niederschlägt. Unter dem Aspekt der Professionalisierung lässt sich in der Sozialpädagogik eine Tendenz erkennen, Laien durch Experten zu ersetzen. Bei Pflegefamilien konnte ich eine damit verbundene Distanzierung von den konkreten Situationen der Pflegefamilien und Pflegekinder feststellen. Insgesamt lässt sich allerdings festhalten, dass ungemein viele Pflegeeltern beanstanden, dass sie teilweise über Jahre hinweg keinen Kontakt zu den Beiständinnen und Beiständen der Pflegekinder hatten. Professionelle Akteure zeichneten sich möglicherweise durch eine grössere Fachlichkeit aus, hingegen waren es des Öfteren Laien, welche Verantwortung übernahmen: Ein Pflegevater beschreibt das so, dass der Beistand «hingestanden» sei und sich in dem Sinne als staatlicher Akteur für den Entscheid zur Verfügung gestellt hatte.

Drittens habe ich eine Ambivalenz von Nähe festgemacht, die sich an Pflegefamilien besonders zeigen lässt: «Nähe wird als Ressource der Pflegefamilien angesehen, die damit analog zur Familie eine Beziehungsstabilität zu den Pflegekindern aufbauen können. Diese stellt allerdings gleichzeitig eine Gefahr dar, da diese durch die Aufrechterhaltung der Privatheit in den Pflegefamilien und die damit verbundene Schaffung von Nähe und Intimität tendenziell unkontrollier-

bar wird. Gleichzeitig steckt in der Gewichtung von Nähe als Vertrautheit eine Qualität in der Sorgebeziehung, die nicht vorschnell verworfen werden soll» (Studer 2017, S. 246).

Insgesamt hab ich diese Entwicklung als eine Form der *Entdemokratisierung* beschrieben, indem Entscheidungen zusehends formalisierten und bürokratischen Verfahren zugeschrieben werden, was wir gemeinhin als Professionalisierung beschreiben (Studer 2013). Die damit verbundene Distanzierung von Entscheidungsprozessen führt beispielsweise zur aktuell beobachtbaren Kritik an der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde. In diesem Zusammenhang ist es zu einfach, die Kritiker als Professionalisierungsverweigerer oder als Vormundschaftsbehörden-Nostalgiker zu bezeichnen, vielmehr müsste es darum gehen, die in den Entwicklungen enthaltene Begrenzung von Entscheidungsmöglichkeiten kritisch zu diskutieren. Diesen Überlegungen liegt ein Verständnis von Demokratie zugrunde, dass Entscheidungen dann eine grössere Legitimität erfahren, wenn bestmöglichst alle betroffenen Menschen in den gemeinsamen Willens- und Entscheidungsbildungsprozess integriert sind. Demokratie mag nun auf den ersten Blick als eine unpassende Kategorie für Fremdplatzierung erscheinen: Wenn wir aber Fremdplatzierung als Legitimationsproblem betrachten, dann liefert Demokratie eine passende Basis, um Entscheidungsprozesse im Zusammenhang mit Fremdplatzierungen entlang von grösstmöglicher Beteiligung aller Personen zu legitimieren. Der Kindesschutzexperte Reinhart Wolff beschreibt die Situation dahingehend, dass sich die aktuelle Diskussion an einem Scheideweg befindet, entweder in die Richtung der Stärkung eines ganzheitlichen demokratischen Hilfesystems oder in die Richtung eines Hilfesystems zu tendieren, welches auf die Verfestigung einer autoritären und entdemokratisierten Struktur mit einer vermeintlichen Risikobeherrschung abzielt (vgl. Wolff 2015, S. 102f.).

2) Problematik der Forderung nach Kontinuität

Ich möchte diese Überlegungen in einem zweiten Schritt auf die Forderung nach Kontinuität beziehen. In meiner Untersuchung des Pflegefamilienbereichs ist mir aufgefallen, dass es unterschiedliche Themen gibt, die nur kaum oder erschwert angesprochen werden. Wenn Sie mir hierzu einen kurzen methodischen Exkurs erlauben: In der tiefenhermeneutischen Analyse von Interview und anderem Datenmaterial wird von der Tatsache ausgegangen, dass es im menschlichen Alltag Dinge gibt, die sprachlich nicht mehr zugänglich sind. Christian Vogel hat davon gesprochen, dass diese Inhalte «exkommuniziert» sind (Vogel 2006, 2007). Reale Erfahrungen fallen aus der Kommunikation raus: «Es entstehen sprachliche Gebilde, die zwar in sich durchaus grammatikalisch stimmig sein können, die jedoch keinen Bezug zur Realität aufweisen. Sprache besteht dann nur noch aus leeren Worthülsen und verliert ihren symbolischen Charakter im Sinn einer Rückbindung an Erfahrungsgehalte» (Vogel 2006, S. 51). Gerade diese Worthülsen geben aber Hinweise auf verdrängte, latente Gehalte; es handelt sich dann um Themen, die aus strukturellen Gründen – und nicht in erster Linie aufgrund psychischer Unzulänglichkeiten der involvierten Personen – nicht mehr zur Sprache gebracht werden können. Vor diesem Hintergrund möchte ich Ihnen unterschiedliche Aspekte vorstellen, welche Kontinuität aus einer kritischen Warte beleuchten lassen. Das zentrale Thema, das ich mit Ihnen diskutieren möchte, dreht sich darum, inwiefern die verdrängten Inhalte Hinweise auf strukturelle Spannungen geben. Wenn wir letzteres verstehen, gehe ich davon aus, dass sich die anderen Inhalte auch einfacher klären lassen.

1) Ein grosses Thema bei Pflegefamilien dreht sich *erstens* darum, ob es sich bei der Tätigkeit von Pflegeeltern und Pflegefamilien um *Lohnarbeit* handelt. Dies wird aber tendenziell aus den Diskursen verdrängt und sorgt bei den Pflegeeltern und den involvierten Sozialarbeitenden für eine gewisse Verwirrung. In der Schweizer Zeitschrift Netz (für Pflegefamilien) von 2007 wird der Pflegevater Markus Haab mit der Aussage prominent wiedergegeben: «Geld ist kein Motivationsfaktor – die Arbeit von Pflegeeltern lässt sich nicht in Franken messen». Die Aussage, dass sich die Tätigkeit nicht in Geld messen lässt, zieht eine doppelte Interpretation nach sich: Einerseits stellt es in der Tat eine Realität dar, dass die Tätigkeit von Familien, die bisweilen bedeutend mehr als die in der Schweiz akzeptierten 8,4 Arbeitsstunden pro Tag umfassen mag, aus einer kapitalistischen Warte nicht zu finanzieren wäre. Außerdem würde es eine arbeitsrechtliche Problematik nach sich ziehen. Andererseits beinhaltet die Aussage den ideologischen Anteil, dass Pflegeeltern ihre Tätigkeit aus anderen Gründen denn finanziellen ausführen würden.⁴ Es scheint nicht sein zu dürfen, dass Pflegeeltern Kinder aus rein finanziellen Gründen in die Familie aufnehmen. Was im Heimbereich weitgehend anerkannt ist, stellt im Falle von Pflegefamilien ein Problem dar. Unter kapitalistischen Bedingungen wird Anerkennung maßgeblich über Beruf und Lohnarbeit erfahren, Anerkennung außerhalb von Lohnarbeitsverhältnissen ist erschwert möglich. Im Falle von Pflegefamilien fällt es nun auf, dass dies für eine gewisse Spannung sorgt, da die Beweggründe zur Aufnahme von Pflegekindern nicht – so schreibt es beispielsweise der Kanton Zürich vor – alleine in finanziellen Motiven liegen darf. Was bleibt dann noch an gesellschaftlich anerkannten Motivlagen? Die gleiche Frage müssen sich professionell ausgebildete Sozialpädagoginnen und -pädagogen nicht stellen, da dies über die Profession gesichert wird. Was bedeutet dies nun für die Frage nach Kontinuität? Für den Heimbereich stellt die Austauschbarkeit der Beziehungen einen Grundbestandteil der sozialpädagogischen Arbeit dar, vor dem Hintergrund kapitalistischer Lohnarbeit haben Sie als Mitarbeitende das Recht Ihre Stelle zu kündigen. Unter Bedingungen von Lohnarbeit lässt sich grundlegend nicht an der Beziehung festhalten, insofern können Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen im Heimkontext nur moralisch dazu angehalten werden, die Beziehungen zu den Kindern und Jugendlichen nicht abubrechen. Diese Problematik hat Doris Bühler-Niederberger bereits für den Unterscheid zwischen Organisation und Familie herausgearbeitet (Bühler-Niederberger 1999).⁵ Für Pflegefamilien ist das nicht im gleichen Masse möglich, da Familie grundlegend auf der Verbindlichkeit von Beziehungen beruht, ein Abbruch also die Familie insgesamt in Frage stellen kann.

2) Eine *zweite* Thematik, die seitens der Pflegefamilien und den involvierten Fachpersonen erschwert angesprochen werden kann, stellt die *Liebe* zum Kind dar. Liebe wird aus Sicht des Kindeswohls als eines der zu beachtenden Grundbedürfnisse dargestellt (vgl. bspw. Zitelmann 2001, S. 128). Wenn Liebe allerdings als Motivation der involvierten Personen in der Sozialpädagogik angeführt wird, gerät sie unter den Verdacht des Übergriffigen oder Unprofessionellen. Liebe zum Kind gilt in der familiären Erziehung als unverzichtbar, ist in Zeiten pädagogischer Professionalität allerdings in Verruf geraten (vgl. Tetzer 2010, S. 180). Liebe wird dadurch ins Private von Familien verdrängt, was insbesondere im Falle von Pflegefamilien im Verhältnis zu den

⁴ Auch die Aussage, dass Geld kein Motivationsfaktor sei, lässt sich in zwei Richtungen lesen: Einerseits ist die finanzielle Entlohnung der Pflegeeltern kein Anreiz, diese Tätigkeit aufgrund der Entschädigung zu machen. Andererseits ist mit dieser Aussage auch die Position markiert, dass Pflegefamilien ihre Motivation nicht aus finanziellen Gründen schöpfen. Im amtlichen Formular zur Abklärung von Pflegefamilien im Kanton Zürich wird als Ausschlusskriterium genannt, dass Pflegeeltern nur einen einzelnen Grund für ihre Motivation zur Aufnahme eines Tages- oder Pflegekindes formulieren können. Als Beispiel wird die finanzielle Entschädigung in Form des Pflegegelds genannt. Was rechtlich nicht sein darf, soll im Konkreten nicht vorkommen.

⁵ Dies hat auch Klaus Wolf bereits in seine Analyse von Pflegefamilien einbezogen (vgl. Wolf 2012).

Pflegekindern Spannungen schaffen kann. Mir ging es in meiner Untersuchung weniger um die Legitimation und Sinnhaftigkeit der Kategorie Liebe in der Sozialpädagogik, als vielmehr um die Klärung dessen, weshalb Liebe gar nicht erst in die diskursive Verständigung im Pflegefamilienbereich eingeführt wird. Es ist auffallend, dass das Thema Liebe sowohl bei Pflegeeltern wie auch bei den Sozialarbeitenden kaum thematisch wird. Mit dem Begriff ist eine Unplanbarkeit und Unkontrollierbarkeit sozialer Beziehungen verbunden, wie das Michael Winkler aufzeigt: «Die Zuwendung, die menschliche Praxis, eben Liebe, als ein ungeordnetes Geben, das sich noch jener präzisen Sprache entzieht, in der man zum Exemplar einer Kategorie wird» (Winkler 2009, S. 99). In Anlehnung an Bruno Bettelheims Buch «Liebe allein genügt nicht» (Bettelheim 1970) beschäftigte sich Winkler unter dem Titel «Professionalität allein genügt nicht» mit der Liebe als irrationale Kontrastfolie zur rationalen Präzision und kategorialen Klarheit.

Angesichts der Tendenz zur Absicherung auf Seiten der Sozialpädagogik und der Behörden, insbesondere hinsichtlich der Missbrauchserfahrungen fremdplatzierter Kinder und Jugendlicher, stellt Liebe eine Kategorie dar, welche zu grosser Unruhe führt. Unter professionellen Bedingungen wird Liebe generell verdächtig und doch bleiben die eingegangenen Beziehungen in Pflegefamilien der relevante Beitrag an das Aufwachsen der Pflegekinder. Die Verbindlichkeit bei Beziehungen zwischen Pflegefamilien und Pflegekindern, besonders aber auch im Falle von Institutionen, bringt des Öfteren auch ein Verdachtsmoment mit sich, respektive die Gefahr von Missbrauch der Intimität. Wer für eine kontinuierliche Beziehung zum Pflegekind einsteht (oder im Falle von Heimkindern noch stärker) macht sich verdächtig. Als Gegenkonzept liesse sich Liebe politischer lesen, beispielsweise als Ausdruck von Solidarität und als Sorge um einander. So wäre es auch eher möglich, Liebe als eine gegen-hegemoniale Artikulation zu verwenden, ohne gleichsam einer religiösen Konzipierung von Nächstenliebe aufzusitzen.

3) Die *Religiosität* von Pflegeeltern stellt die *dritte* Thematik dar, welche in den Diskursen verdrängt wird. Hierbei handelt es sich um ein Thema, das auch medial kontrovers diskutiert wurde. Insbesondere seitens der Schweizer Boulevardmedien wurde im Jahr 2014 der Sachverhalt kritisiert, dass vermehrt Pflegekinder bei christlich-freikirchlichen Familien platziert werden. Unbelesen der Tatsache, dass streng religiöse Pflegefamilien sowohl im Umgang mit Pflegekindern wie auch mit deren Eltern Schwierigkeiten schaffen können, bleibt die Religionsfreiheit ein privates Recht, das auch für Pflegefamilien zu gelten hat. Vielmehr sollte es aber zu denken geben, weshalb dieser private Aspekt familiären Lebens in der Sozialpädagogik Schwierigkeiten im Umgang produziert. Erstens lässt sich diese Zuspitzung auf die Freikirchen als ein gesellschaftlicher Projektionsprozess verstehen, sich selber quasi als liberal und offen zeigen zu können und gleichzeitig Problematiken auf die religiösen Familien zu projizieren. Damit drohen zweitens religiöse Aspekte und Motivlagen aus der Diskussion rauszufallen, wenn die Religionsthematik allzu einseitig auf die repressiven und dogmatischen Anteile von evangelikalen Pflegefamilien reduziert wird. Es scheint vergessen zu gehen, dass ein grosser Teil der Geschichte der Sozialpädagogik in der Schweiz religiös verknüpft ist (vgl. Hafner 2011).

Bezüglich der Frage nach Kontinuität lässt es sich dahingehend diskutieren, dass die streng religiösen Familien diejenigen sind, welche aufgrund ihrer Orientierung an einem normativen bürgerlichen Familienverständnis an der Aufrechterhaltung von Beziehung gegenüber den fremdplatzierten Kindern und Jugendlichen festhalten. In anderen Worten, weshalb hat eine säkular orientierte und professionelle Sozialpädagogik Schwierigkeiten damit, Kontinuität in Beziehungen zu gewährleisten, während religiöse Familien dies ermöglichen können? Vermutlich mag es

im Pflegefamilienbereich damit zusammenhängen, dass an Familienvorstellungen festgehalten wird, die real gesellschaftlich überholt sind, respektive nicht mehr flächendeckend existieren.

4) Das bringt mich zu meinem *vierten* und letzten Punkt: Eine der relevanten Fragen, die in den Interviews mit den Pflegeeltern nicht geklärt wurde, war diejenige danach, *wem das Pflegekind gehört*. Das Thema mag auf den ersten Blick absurd klingen, da an sich davon ausgegangen wird, dass kein Mensch einem anderen Menschen gehören kann. Was im Falle von Heiminstitutionen für die betroffenen Personen einfacher zu handhaben scheint, da eine grössere Distanz in den Beziehungen gewährleistet werden kann, ist die Frage nach der Zugehörigkeit in Pflegefamilien schwerer zu klären. Mir ist aufgefallen, dass Pflegeeltern hierzu des Öfteren auf naturnahe Metaphern zurückgreifen: Die Pflegekinder müssen in der Familie «Wurzeln schlagen» oder sie werden «eingetopft». Überraschenderweise bleiben diese Aspekte auch bei den involvierten Sozialarbeitenden tendenziell latent. Damit lässt sich der Bogen schliessen zum eingangs formulierten Bundesgerichtsentscheid, bei dem interessanterweise auch von «Verwurzelung» gesprochen wird: Wenn das Kind in seiner seelisch-geistigen und körperlichen Verfassung getroffen werden kann, sollte es nicht in die Herkunftsfamilie rückplatziert werden.

Bezüglich der Kontinuität lässt sich festhalten, dass zumindest im Pflegekinderbereich eine Problematik bezüglich der Zugehörigkeit von Pflegekindern virulent wird. Das Thema des Besitzes am Kind gibt Hinweise auf gesellschaftliche Verdrängungsprozesse rund um die Frage des Besitzes, respektive Privateigentums: Die gesellschaftliche Anerkennung der Zugehörigkeit lässt sich über die Familie und über den Besitz klären, meistens ist allerdings beides miteinander verknüpft (vgl. E. O. Graf 2015, S. 61). «Die Familie ist das notwendige Korrelat auf der institutionellen Ebene zum Eigentum. Erst wenn klar ist, wer zu wem gehört, kann akkumuliertes surplus zu Eigentum werden und weitergegeben werden, da wir ja nichts [in den Tod, ts] mitnehmen können» (E. O. Graf 2013, S. 135).⁶

3) Fazit

Ich bin eingangs davon ausgegangen, dass es sich bei der Kontinuität von Beziehung im Kontext von Fremdplatzierungen um ein vorherrschendes Deutungsmuster der Sozialpädagogik handelt, ohne dass dies aber gleichsam in diesem Masse real umgesetzt wird. Die Position der Sozialpädagogik lässt sich vor dem Hintergrund eines veränderten Verständnisses von Privatheit und Öffentlichkeit verstehen, welches erstens auf Absicherung qua Verfahren, zweitens auf einer Expertenperspektive beruht und drittens mit einem ambivalenten Umgang mit Nähe und Distanz beschrieben werden kann. Die genannten Aspekte Lohnarbeit, Liebe, Religiosität und Besitz am Kind geben nun Hinweise darauf, wie die Struktur eingerichtet ist und welche Schwierigkeiten damit produziert werden. Es ist im dem Sinne nicht eine Gratwanderung, wie es im Titel dieser Tagung angekündigt wurde, sondern vielmehr müsste es darum gehen, inwiefern die Frage nach der Kontinuität kommunikativ geklärt werden kann und auf welche Widerstände sie aus welchen Gründen stösst. Lassen Sie mich bitte die zentralen Aussagen nochmals zusammenfassen:

⁶ Kontinuität ist auch ein tendenziell bürgerliches Verständnis von Beziehung. Selbstverständlich wäre das zynisch, wenn im Falle von Vernachlässigung auf Kontinuität verzichtet wird. Josef Martin Niederberger macht in seiner historischen Untersuchung von Kindern in Heimen und Pflegefamilien deutlich, dass die Entsendung von Kindern in andere Familien nicht unbedingt mit dem heutigen Phänomen der Fremdplatzierung erklärbar ist, vielmehr können damit auch notwendige ökonomische Interessen zur Aufrechterhaltung der größeren Gemeinschaft verbunden sein (Niederberger 1997). Diese Aspekte drohen durch die tendenzielle Idealisierung von Familie und Kindheit bisweilen aus der Diskussion zu fallen. Die Abwertung nicht-bürgerlicher Lebensformen, wie es sich beispielsweise am Umgang mit den Fahrenden durch das Projekt "Kinder der Landstraße" verdeutlichen lässt, ist ein weiterer prägender Hintergrund der Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen.

1. Erstens ist Kontinuität unter Bedingungen der Lohnarbeit erschwert und kann nur moralisch hergestellt werden. 2. Zweitens gibt Liebe in der Sozialpädagogik als Thema ein Problem auf, das massgeblich mit dem ambivalenten Umgang mit Nähe zu tun hat. Hieraus lässt sich der relevante Teil der Unberechenbarkeit sozialpädagogischen Handelns ableiten. 3. Drittens – und stärker auf Familie bezogen – ist die Abwehr von Religiosität als Verunsicherung über die normativen Vorstellungen von Familie zu diskutieren. 4. Viertens lässt sich die Frage nach Kontinuität in den Beziehungen mit der Frage nach der Zugehörigkeit, respektive nach dem Besitz am Kind klären.

Diese Themen lassen sich meines Erachtens bestens als Kampf um hegemoniale Deutungen interpretieren. Es geht eigentlich weniger darum, Kontinuität als eine Forderung nach Stabilität und Sicherheit auf einer abstrakten Ebene aufrechtzuerhalten, nicht jede Beziehung muss für Kinder und Jugendliche auch unbedingt entwicklungsförderlich sein. Vielmehr müsste der Fokus auf ein normatives Konzept sozialpädagogischen Arbeitens gelegt werden, welches die Klärung von Beziehung und Struktur zum Thema macht (M. A. Graf 2012). Das würde aus meiner Sicht bedeuten, die Rolle der Sozialpädagogik hinsichtlich der eigenen Interventionen als Legitimationsproblem von Eingriffen in die grundsätzlich geschützte Autonomie von Menschen zu fassen (vgl. M. A. Graf und Vogel 2010, S. 35). Das bedeutend allerdings auch, die Absicherungslogik im sozialpädagogischen Handeln zu verlassen und den Fokus verstärkt auf kommunikative Austauschprozesse zu legen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Literatur:

- Arnold, C., Huwiler, K., Raulf, B., Tanner, H., & Wicki, T. (Hrsg.). (2008). *Pflegefamilien- und Heimplatzierungen. Eine empirische Studie über den Hilfeprozess und die Partizipation von Eltern und Kindern*. Zürich/ Chur: Rüegger.
- Bettelheim, B. (1970). *Liebe allein genügt nicht. Die Erziehung emotional gestörter Kinder*. Stuttgart: Klett.
- Bühler-Niederberger, D. (1999). Familien-Ideologie in der Heimerziehung. In H. Colla, T. Gabriel & S. Millham (Hrsg.), *Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa* (S. 333-340). Neuwied/Kriftel: Luchterhand.
- Bühler, D., Graf, E. O., & Niederberger, J. M. (1984). *Neue Formen der Fremdsozialisation. Eine Exploration ihrer Einsatzmöglichkeiten. Schlussbericht des Projekts „Konzepte ausserfamiliärer Sozialisation“*. Universität Zürich: Pädagogisches Institut.
- Demirović, A. (2004). Hegemonie und das Paradox von privat und öffentlich. http://www.republicart.net/disc/publicum/demirovic01_de.pdf. Retrieved from
- Gabriel, T., Keller, S., & Studer, T. (2007). *Wirkungen erzieherischer Hilfen – Metaanalyse ausgewählter Studien. Wirkungsorientierte Jugendhilfe Band 3. Eine Schriftenreihe des ISA zur Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung*. Münster.
- Gassmann, Y. (2010). *Pflegeeltern und ihre Pflegekinder. Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht*. Münster und München: Waxmann.
- Gassmann, Y. (2013). Diversität in der Pflegekinderhilfe. Untersuchungen zu Entwicklungsverläufen und zur strukturellen Vielfalt von Pflegeverhältnissen. In E. M. Piller & S. Schnurr (Hrsg.), *Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz. Forschung und Diskurse* (S. 129-161). Wiesbaden: Springer VS Verlag.
- Graf, E. O. (2013). *Solidarität. Selbstaufklärung, Autonomes Denken, Handeln und Subjektivität*. Berlin: epubli.
- Graf, E. O. (2015). *Kultur - Arbeit - Welt. Die Aneignung der Welt durch das Tun der Menschen. Acta empirica - nomade 2*. Berlin: epubli GmbH.
- Graf, M. A. (2012). Zur Normativität von Sozialpädagogik und Sozialarbeit. In H.-U. Otto & H. Ziegler (Hrsg.), *Das Normativitätsproblem der Sozialen Arbeit. Zur Begründung des eigenen und gesellschaftlichen Handelns. Sonderheft 11* (S. 83-89). Lahnstein: Verlag Neue Praxis.
- Graf, M. A., & Vogel, C. (2010). Sozialarbeit als Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse und Prozesse. Ein Beitrag zur Stärkung des Unterscheidungsvermögens. In P. Benz Bartoletta, M. Meier Kressig, A. M. Riedi & M. Zwilling (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der Schweiz. Einblicke in Disziplin, Profession und Hochschule* (S. 26-39). Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Hafner, U. (2011). *Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt*. Baden: hier + jetzt.
- Hamberger, M. (2008). *Erziehungshilfekarrieren - belastete Lebensgeschichte und professionelle Weichenstellungen*. Frankfurt/M: IGfH-Eigenverlag.
- Hünersdorf, B. (2009). Reflexionstheorie des Hilfesystems als Kulturtheorie? Über Möglichkeiten einer kulturtheoretisch fundierten systemtheoretischen Weiterentwicklung einer Theorie der Sozialen Arbeit. In S. Neumann & P. Sandermann (Hrsg.), *Kultur und Bildung. Neue Fluchtpunkte für die sozialpädagogische Forschung?* (S. 171-189). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Negt, O., & Kluge, A. (1973). *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Niederberger, J. M. (1997). *Kinder in Heimen und Pflegefamilien. Fremdplatzierung in Geschichte und Gesellschaft*. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Richter, M. (2008). Re-Familialisierung des Sozialen. In D. A. Ö. N. g. A. u. s. Ausgrenzung (Hrsg.), *Schande Armut. Stigmatisierung und Beschämung. Tagungsdokumentation der Siebten Österreichischen Armutskonferenz, 04.-05.03. 2008 in St. Vigil, Salzburg* (S. 59-61).

- Studer, T. (2013). Professionalisierung des Pflegekinderbereichs: Ein Indikator für eine Entdemokratisierung? In T. Geisen, F. Kessl, T. Olk & S. Schnurr (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Demokratie. Positionsbestimmung im (Post-)Wohlfahrtsstaat* (S. 221-242). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Studer, T. (2015). Machtproblematik statt Risikohaftigkeit! Warum der Risikobegriff von einem relevanten Problem sozialpädagogischen Handelns ablenkt. In H. Hongler & S. Keller (Hrsg.), *Risiko in der Sozialen Arbeit. Diskurse, Spannungsfelder, Konsequenzen* (S. 99-112). Wiesbaden: Springer VS Verlag.
- Studer, T. (2017). *Öffentlichkeit und Privatheit von Pflegefamilien. Eine hegemoniekritische Analyse eines sozialpädagogischen Spannungsverhältnisses. Dissertation*: Universität Jena.
- Tetzer, M. (2010). Liebe und sozialpädagogische Professionalität. Reflexionen im Gegenlicht des emotionstheoretischen Ansatzes nach Martha Nussbaum. In E. Drieschner & D. Gaus (Hrsg.), *Liebe in Zeiten pädagogischer Professionalisierung. 1. Aufl.* (S. 179-207). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Vogel, C. (2006). *Schulsozialarbeit. Eine institutionsanalytische Untersuchung von Kommunikation und Kooperation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Vogel, C. (2007). Die Analyse von Interaktion und Kommunikation in der Forschungs- und Berufspraxis der Sozialen Arbeit. *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit*, 2, 23-40.
- Winkler, M. (2009). Professionalität allein genügt nicht. Anmerkungen zu einem Text der Wiener Moderne. In C. Meyer, M. Tetzer & K. Rensch (Hrsg.), *Liebe und Freundschaft in der Sozialpädagogik: Personale Dimension professionellen Handelns* (S. 87-101). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wolf, K. (2007). Können grosse Heime gute pädagogische Orte sein? *Unsere Jugend*, 59(1), 2-9.
- Wolf, K. (2012). Professionelles privates Leben? Zur Kolonialisierung des Familienlebens in den Hilfen zur Erziehung. *Zeitschrift für Sozialpädagogik*, 10(4), 395-420.
- Wolff, R. (2015). Kinderschutz. David Gil zum 90. Geburtstag. *Widersprüche*, 35(137), 97-105.
- Zitelmann, M. (2001). *Kindeswohl und Kindeswille im Spannungsfeld von Recht und Pädagogik*. Münster: Votum.

Kontakt: Dr. Tobias Studer, tobias.studer@fhnw.ch, 062 957 21 42